

glotzi Verlag



René Schickele
Die Flaschenpost

ROMAN



2011
Bensheim an der Bergstraße

Mit einem Nachwort von Ernst Erich Noth.

Die Erstausgabe des Romas „Die Flaschenpost“
ist 1937 in dem Exil-Verlag Allert de Lange,
Amsterdam, erschienen.

Die Textlegung folgt der Erstausgabe.

© 2011 by glotzi Verlag, Bensheim an der Bergstraße
www.glotzi-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-935333-17-7

*In den offenen Särgen
schläft nichts mehr als
die Kinder.*

JEAN PAUL

ICH

Wolke.

Richard Wolke ...

Heute waren die morgendlichen Luftschiffchen alle am Horizont versammelt. Als die Sonne aufging, gab jemand ein Zeichen, und sie segelten um die Wette los über den Himmel.

Eines nach dem andern kenterte, füllte sich mit Bläue und sank — ich sagte mir vergnügt: „Darunter auch Richard Wolke“...

Meine Familie wohnt in den Vereinigten Staaten, dort, wo es am langweiligsten ist.

Kürzlich hat ein Sturm den Farmern einfach die Erde weggestaubt. Übrig blieb eine Sandwüste. Übrig blieb die Bank meiner Familie. Ich möchte wissen, mit wem sie jetzt Geschäfte macht. Selbst an Sandflöhen, scheint es, läßt sich verdienen. Mein Wechsel ist um die Hälfte gekürzt, die Beaufsichtigung durch meine Haushälterin Fanny, die sich „la gouvernante de Monsieur Richard“ nennen läßt und gegen die fünfzig geht, merkbar verschärft worden.

Sie ist die Tochter eines Feldwebels und gleicht einer Generalswitwe. Hager, mit einem messerscharfen Profil und Sinn für Feinheit in Kleidung und Benehmen. Im Zwielicht erkennt man an ihr Spuren einstiger Schönheit.

Von Zeit zu Zeit kommt mein älterer Bruder herüber, um nach mir zu sehen. Seine Hauptbeschäftigung in Europa besteht

darin, mit meiner Haushälterin zu schlafen. (Drüben müßte er sie heiraten.) Außerdem kauft er „antike“ Möbel, die in der Regel jünger sind als Fanny.

Ich bewohne die Villa „Aspremonte“. Teils weil sie ein ordentliches Badezimmer besitzt, teils weil sie mich an den Feldzug des Spartacus erinnert.

Wir sind deutscher Abkunft, ich kann ohne eine Weltanschauung nicht leben.

Ich bin Anarchist. Ein wissenschaftlicher, versteht sich, kein Bombenschmeißer. Bakunin, Krapotkin, Stirner, Wolke. So.

Natürlich weiß es niemand genau, nicht einmal Fanny. Von den genannten Autoren habe ich übrigens wenig im Original gelesen, und wer mir daraus einen Vorwurf machen will, dem antworte ich: „Brauchst du die Geschichte deiner Familie zu studieren, um deine Brüder zu erkennen?“

Trotz andauernder Verfolgungen neige ich zu Frohsinn und liebe die Frauen. Sie sind das anarchische, unzählbare Element der Gesellschaft. Leider habe ich verlernt, mit ihnen umzugehen. Man muß sie beherrschen, und das verbietet mir meine Weltanschauung.

„Gib acht, alter Junge, du gehörst zu denen, die von ihnen gefressen werden“, wiederholt mir mein Bruder, und ich merke es mir.

Ich bin ein Freund der Natur, ein Optimist. Mein Leben lang habe ich an die Freiheit und den Fortschritt geglaubt und die Tyrannen gehaßt.

Im Staat erblicke ich eine Organisation von Tyrannen, großen und kleinen. Um Menschen zu machen, muß man den Staat zerstören.

Fanny verläßt selten ihre Küche, sie lacht nicht. Bevor die andere Frau hier auftauchte, lebte ich ruhig.

Die ist, was man früher, als derartiges noch im Preise stand, ein Prachtweib nannte, gesund wie ein Tier und, sofern ich mich nicht täusche, erschreckend gewöhnlich.

ER UND SIE

Seit gestern weiß ich, daß er der abgesetzte König von Spanien ist.

Die dicke Unterlippe, sie etwas überzwerche Nase. Haus Habsburg, wie es leibt und lebt.

Düster blickt er in eine Welt, von der ihm nichts mehr gehört. Um die Sonne zu genießen, die im Reich seiner Vorfahren nicht unterging, muß er Eintritt bezahlen, nämlich die Fremdensteuer. Das ist der Lauf der Welt, und ich gedenke dafür zu sorgen, daß er ihn nicht aufhält.

Und sie? Nicht so einfach, wie ich dachte. Vorläufig nenne ich sie für mich das Königlich Apostolische Vergnügen. (Daß er von seiner Frau getrennt lebt, stand vor Jahr und Tag in der Zeitung.) Je näher man sie kennt, um so gewinnender wird sie. Aber sie lacht viel.

Wenn sie lacht, empört sich alles an ihr vor Lust, es entsteht ein tolles Durcheinander, eine Art Kosmogonie, mir wird heiß und kalt, aus dem Weltraum tanzen Sonnen und Sterne, und alle Farben des Regenbogens flimmern um ihr kupferrotes Haar.

Die Welt gebiert ein Weib — oder ein Weib die Welt.

Die Sintflut nicht zu vergessen. Sie lacht Tränen. Mich beunruhigt es. Ihm scheint es zu gefallen.

Sie überragt ihn um Kopfeslänge und tut auf ihre Weise schön mit ihm. Sie ist keine Katze, sie ist ein Löwe. Mit einem Puppengesicht. Also eine Sphinx. Gewaltig lacht sie den Mann an. Düstere Naturen werden davon angezogen.

Im übrigen geht sie mich nichts an. Ich habe mit ihm zu tun.

3 UHR 5 MINUTEN

Ich habe ihm gleich mißtraut.

Als er mich das erste Mal ansprach, fragte er, ob ich schon lange hier wohne.

„Es ist hübsch einsam bei Ihnen“, meinte er. „Man wird nicht

belästigt — wie? Nicht beobachtet? Die Nachbarn kümmern sich nicht um Sie?“

„Manche doch“, sagte ich abweisend, denn damals interessierte er mich noch wenig.

Er grinste in seine Habsburglippe, und seine Dame lachte in beleidigend lauter Weise.

„Die Dame ist wohl ihre Konkubine?“ fragte ich.

„Geraten!“ rief sie.

Sie mußte stehn bleiben, von Lachen geschüttelt. Sicher näßte sie ihre Hose — oder, wie hierzulande neben den Preisen schamlos in den Schaufenstern zu lesen steht: ihr Geschlechtsversteck (cache-sexe). Ich beobachtete ihn. Er tat, als hätte ich der Schönen ein Kompliment gemacht. Von Moral und Anstand keine Spur.

Wie in einem Wetterleuchten habe ich ihn erkannt und im gleichen Augenblick auch seine furchtbaren Pläne. Kaum vierzehn Tage habe ich gebraucht, um dahinter zu kommen.

Das Gefährlichste am Menschen ist sein Mitteilungsdrang. Hätte er mir nicht von Spanien gesprochen, ich wäre vielleicht noch lange im Dunkeln getappt. Aber hat man nicht beobachtet, daß Verbrecher mit Vorliebe an den Ort ihrer Untat zurückkehren? Dieser hier kann es vorläufig nur in Gedanken. Seine Gedanken haben ihn verraten.

Als meine Bestürzung vorbei war, blickte ich auf die Uhr. Es war 3 Uhr 5 Minuten.

Ein denkwürdiger Tag.

Ich fuhr in die Stadt und kaufte im Warenhaus dieses Heft, eine rosa Kladde mit dem schwarzen Aufdruck „Le Lafayette“.

Darin werde ich über mein Unternehmen Rechenschaft ablegen, mir selbst, weil mein Gedächtnis täglich schwächer wird, und der Nachwelt, damit sie erfährt, wie ich sie vor der Katastrophe bewahrt habe.

Das Heft enthält hinten ein alphabetisches Register. Ich versehe die wichtigeren Eintragungen mit einem Stichwort, das sich im Register wiederfindet.

ACHTUNG! ER AHNT WAS!

„Warum wollen Sie überall in der Welt die Monarchie aufrichten?“ fragte ich ihn unvermittelt. Er sah mich an und antwortete mit einem seltsamen Lächeln: „Damit Sie gesund werden, lieber Herr.“

Als wir heute im Begriff waren, uns vor seinem Gartentor zu verabschieden, sagte ich: „Erinnern Sie sich, wie zu Ende des letzten Krieges die Kronen über das Pflaster rollten?“

„O ja“, erwiderte er. „Eine erquickende Erinnerung! Und auch den Monarchen, die ihre Krone retteten, erging es schlecht genug.“

„Sie haben gut reden“, meinte ich.

Er sah mich groß an: „Wieso?“

„Im Spätsommer 1914 kam der progressive Mars in viereckigen Aspekt zum Radix, und zugleich zeigten die Horoskope aller gekrönten Häupter des Kontinents unharmonische, zum Teil katastrophale Aspekte mit Mars im Aszendenten. Davon waren zwei Könige ausgenommen. Der eine zumindest sollte Ihnen bekannt sein.“

„Keine Ahnung“, sagte er verblüfft. „Reden Sie Chinesisch?“

„Der eine war der König Victor Emanuel von Italien. Der andre ...“

Ich schmunzelte und betrachtete die dicke Unterlippe, die etwas überzwerche Nase.

„Na also, heraus damit!“ rief er.

„Den ändern können Sie sich an der Nase ablesen.“ Damit ließ ich ihn stehn.

Der andre war er selbst, Alphons XIII.

Freilich, seitdem ...

Ich drehte mich um, weil ich eine Beunruhigung im Rücken spürte.

Er verweilte noch immer an der Stelle, wo ich ihn verlassen

hatte, leicht vorgebeugt, in einer Haltung gespannter Wachsamkeit, ein Jäger auf dem Anstand.

Gierig hing er an jeder meiner Bewegungen — auch jetzt noch, da ich mich ihm zugekehrt hatte.

Nach Verwindung des ersten Schreckens (ich hatte mich plötzlich statt auf der geteerten Straße mitten in der Wildnis gefühlt) rief ich scherzhaft: „Bitte, nicht schießen! Bitte, bitte!“

Jetzt erst befreite er sich von dem Zwang, der ihn gefangen hielt, und der Jäger enthüllte sich als das Wild ...

Er hob das Händchen und winkte: „By, by!“

Sein „By, by!“, das er nur bei besonderen Gelegenheiten anwendet, hat einen Anflug von ängstlicher Wehmut, es klingt wie: „Ich wäre sehr traurig, mein Lieber, wenn du mir was antätest ...“

Höflichkeitsformeln im Dschungel.

Ich habe die Stunde notiert, da ich ihn erkannte und den Tag vergessen!

Ich könnte Fanny fragen, aber sie würde mir bestimmt aus Bosheit ein falsches Datum nennen.

„CLOS FLEURI“

Er wohnt gegenüber, fünfzig Schritt quer über die Straße. Vom Gartentor führt ein von Reben überwachsener Sandweg zum Haus. (Bei mir eine Allee von Ölbäumen.) Der Rebgang hat den Vorteil, daß er einen etwa 60 Meter langen Tunnel bildet. Casimir braucht sich nur mit einer automatischen Pistole an der Mündung des Tunnels aufzustellen, um jede unerwünschte Annäherung zu verhindern.

Fremde werden hier beim Vornamen genannt. Man hat die Erfahrung gemacht, daß die ausländischen Familiennamen unmöglich auszusprechen sind, wohingegen die Vornamen ein wahrhaft katholisches, nämlich universales Gesicht bewahren. In den Kalendern der zivilisierten Völker werden so ziemlich die gleichen Heiligen geführt.

Für die Post, die sich keinen Namen zu merken braucht (sie bekommt ihn allemal schriftlich), heißt er Casimir Castro. Für alle andern geht er, in kurzen Ärmeln und in Sandalen, als „Monsieur Casimir“ auf unserm Hügel spazieren und das Königlich Apostolische Vergnügen, das ein bißchen mehr am Leibe hat, als „La dame de Monsieur Casimir“. So werde ich im ewigen Sommer hier (nirgends friert man im Winter mehr als im Süden, aber keiner, der da wohnt, will es wahrhaben, der Sommer ist so überwältigend, daß man den Winter immer wieder vergißt) als „Monsieur Richard“ leben und sterben und der Amerikaner vom „Sentier du vieux faune“, dessen Reichtum unerschütterlich bleibt, weil sein Geschäft in Buffalo Schönheitsmittel fertigt und die Eitelkeit der Frauen die Weltkrise selbst überdauert, als „Monsieur Jonny“. Nun wäre ja Castro für unser hauptsächlich von eingewanderten Italienern bewohntes Viertel unschwer auszusprechen. Warum sollte aber gerade für ihn eine Ausnahme gelten, da man ohnedies lediglich aus Takt von einem Casimir spricht, dazu noch mit einem, gelegentlich durch Augenzwinkern gehobenen Lächeln, das anzeigt, man sei keineswegs auf den Kopf gefallen, wenn man sich auch als umgänglicher Nachbar und Kavalier ein wenig dumm stelle!

Bis vor kurzem wohnte im „Clos fleuri“ eine englische Dichterin, und der Ort bewahrt ihr Andenken als Vermächtnis. Oft genug sind die Dinge treuer als die Menschen.

Das Haus, weiß, mit flachem Dach, leuchtet unter den Ranken der violetten Bougainvillea wie eine nackte Frau unter einem dichten, jedoch zu knappen Überwurf. Die Terrasse ist eingeraht von Staudenrabatten, durch die der Länge nach in aneinandergereihten Rundziegeln Wasser fließt. Hier blüht es das ganze Jahr. In den Rundziegeln trinken und baden die Vögel, und die Schmetterlinge, zwischen Licht und Schatten, taumeln von einer Trunkenheit in die andre. Segelfalter kreuzen über der Terrasse. Von Zeit zu Zeit kommt eine Katze geschlichen, schaut sich um und verschwindet im Dschungel der Rabatten. Dann ist lange kein Vogel zu sehn.

DER PROLET KLETTERT

Ein Gewitter bei hellem Sonnenschein. Zwei Schläge, offenbar in die Telefonleitung, es knackt zweimal heftig, und das Telefon geht nicht mehr. Im „Petit Méridional“ ein Bild meines Casimir mit der dicken Unterlippe und der etwas überzwerchen Nase: „Alphons XIII., ehemals König von Spanien, der incognito unter uns weilt.“

Fanny kommt mit dem Blatt ins Zimmer gestürzt: „Le voilà!“

Freilich ist er's, unser Casimir.

Sie guckt mich beifallheischend an, ungefähr wie: „Na? Habe ich's nicht schon immer gesagt!“

Dabei wollte sie es mir heute früh noch nicht glauben.

„Mein Sohn hat eine Freistelle im Lyzeum“, erzählt mir Josefo. „Er lernt gut. Seine Kameraden sind Söhne reicher Leute. Er soll es besser haben als ich.“

Josefo ist Kommunist. Sein Sohn, geborener Prolet, hat keinen größeren Wunsch, als zu den reichen Leuten überzugehen, und dem Alten ist es recht. Er sieht darin eine Art Rückversicherung. Kommen die Sowjets, wird der Alte ein großer Mann, kommen sie nicht, wird es der Sohn.

Seit der Erklärung der Menschenrechte will alle Welt die Leiter hinaufklettern. Aber soviel Leitern gibt es nicht. Daher das Gedränge.

Wie Abhilfe schaffen? Sehr einfach: indem man den Leuten die Leitern wegnimmt.

Ich habe Fanny erklärt, daß es dann nur noch geistige Leitern geben wird, Jakobsleitern, gewissermaßen. Ich habe ihr ein Volk von Seligen geschildert, die, einzig um der Ehre und irdischen Seligkeit willen, in der Verkündung des Allerhöchsten, nämlich ihres Kollektivs, wetteifern.

Schließlich riß ihr die Geduld.

„Was scheren mich die Juden, die eine Leiter brauchen, um in

den Himmel zu kommen!“ erklärte sie. „Mir wäre eine Gehaltserhöhung lieber.“

Der Mensch *muß* klettern. So oder so. Ich habe Fanny um 50 Francs erhöht.

Sie ist mit dem Bild meines Casimir in der Nachbarschaft herangezogen und hat es dann an die Wand ihrer Stube geheftet.

Herrliches Wetter. Abends steht die Sichel des zunehmenden Mondes in einem grünen Himmel zwischen den Farben des Sonnenuntergangs, kräftig gezeichnet im rosigen Blut. Fanny singt in der Küche. Das Essen ist besser geworden. Die 50 Francs haben ihren Ehrgeiz geweckt. Sie denkt an die nächste Sprosse.

Der Prolet klettert. Der eine in der Masse, der andre einzeln.

Der Bürger sieht es ungern, zumal wenn es massenhaft geschieht.

Die Kerle sind so viel frischer als er!

Ein junger Gott glänzt in der Dämmerung, wie die Mondsichel über dem Untergang.

UNSER VIERTEL

I.

Ursprünglich wurde unser Viertel durch wohlhabende Fremde verschiedener Nationalität besiedelt, die sich von ihren Geschäften unter den blauen Himmel zurückgezogen hatten. Als die Dämmerung der Zeit sich ankündigte, gingen die meisten dorthin zurück, woher sie gekommen waren, sei es, um ihr brüchig gewordenes Vermögen zu flicken, sei es, um auf dem Posten zu sein, wenn die Entscheidungsschlacht der Riesen und Götter beginnt.

Ihre Villen stehn leer. Viele sind zu verkaufen, ernstlich oder zum Schein. (Wer seine Besitzung nicht bewohnt und sie zum Verkauf ausschreibt, zahlt keine Steuern.) Aber die kleinen Häuser ringsum, die „mas“ oder „cabanons“ beherbergen nach wie vor Blumenzüchter, Landarbeiter und Handwerker. Wegen des